



**STEPHAN LORENZ:**  
**MEHR ODER WENIGER? ZUR**  
**SOZIOLOGIE ÖKOLOGISCHER**  
**WACHSTUMSKRITIK**  
**UND NACHHALTIGER**  
**ENTWICKLUNG**

transcript Verlag,  
Bielefeld 2014

ISBN 978-3-8376-2776-3  
144 Seiten, 29,90 €

**A**usgehend von der Behauptung, die Soziologie habe im Unterschied zu anderen Disziplinen bislang „insgesamt wenig zu den Wachstumsdebatten“, zu „Fragen gesellschaftlicher Selbstgefährdung“ und „nachhaltigen Entwicklungsmöglichkeiten“ beigetragen, sie hinkt diesen Debatten vielmehr hinterher, schlägt Stephan Lorenz programmatisch eine „durch ökologische Wachstumskritik inspirierte Analyseperspektive“ vor (S. 19). Zentral für seinen spezifisch soziologischen Zugriff ist dabei die kritische Untersuchung der prozeduralen Verknüpfung von Mitteln und Zwecken. Mit dem Ziel, „durch die klärende Rekonstruktion der Kritikperspektive Impulse ökologischer Wachstumskritik für sozioökologische Forschungen zu nachhaltiger Entwicklung zu erschließen“ (S. 12), positioniert Lorenz die Soziologie als prozessorientierte Verfahrenswissenschaft nachhaltiger Entwicklung mit der Aufgabe, die sozioökologischen Vernetzungen von vielfältigen Aspekten und Akteuren und ihre komplexen Aushandlungsprozesse zu erfassen. Dabei baut er mit eher andeutungsartigen Verweisen auf Ulrich Beck, Bruno Latour und Richard Sennett auf Elementen ökologischer Wachstumskritik dieser gesellschaftstheoretischen Ansätze auf. Insoweit handelt es sich hier gewissermaßen um einen skizzenhaften Versuch, eine „moderne Modernekritik“ (S. 18) mit einer kritischen Soziologie „zu einer kritischen Soziologie der Kritik“ (so kürzlich Lessenich in der Zeitschrift Soziologie) zu verknüpfen.

Um die Quellen der Muster moderner ökologischer Wachstumskritik und Differenzen innerhalb des Ökodiskurses zu identifizieren, greift Lorenz, mit zahlreichen Zitaten unterfüttert, zunächst auf die von diversen sozialen Bewegungen rezipierten lebensexperimentellen Reflexionen von Henry David Thoreau zurück. Aus Protest gegen das „rastlose, nervöse, geschäftige, triviale neunzehnte Jahrhundert“ zog sich dieser 1845 für mehr als zwei Jahre in die Wälder Massachusetts zurück und erprobte quasi im Selbstexperiment, welches materielle Minimum ein ungebundenes (für höhere Zwecke freies) Leben erfordert. Mit seinen Reflexionen gelte er heute als „grüne Seele der Wachstumskritik“ (S. 21). Der Rekurs auf diese alltagsphilosophischen Betrachtungen über das „Leben in den Wäldern“ dient Lorenz vor allem der Herausarbeitung von zwei für seine Argumentation wichtigen Punkten: der Notwendigkeit ständiger kritischer Hinterfragung der Relationen von (ökonomischen, technischen) *Mitteln* und (kulturellen bzw. Lebens-) *Zwecken* sowie der damit zu verknüpfenden praktisch-experimentellen Erforschung, „wie sich besser leben lässt“ (S. 29). Lorenz’ Intention, den Forschungsprozess selbst als sektorübergreifenden Lern- und Aushandlungsprozess anzulegen, verweist dabei jedoch auch auf eine gewisse Distanz zum thoreau’schen Selbsterfahrungsansatz. Lorenz sieht „die aufklärende Aufgabe sozialwissenschaftlicher Forschung“ darin, Mittel-Zweck-Relationen genau zu prüfen. „Sie wird zeigen müssen, wo Ziele zum Schaden anderer verfolgt werden, wo der Fokus auf die Mittel die Ziele ganz aus dem Blick geraten lässt und wo mehr damit

gewonnen wäre, destruktive Dynamiken zu stoppen, als mit großem Aufwand zu versuchen, den selbst verursachten Schäden reparierend hinterherzulaufen“ (S. 38).

Über Thoreaus Wachstumskritik hinausgehend wird die Notwendigkeit einer analytischen Unterscheidung ökologischer Wachstumskritik als Industrialismus- und Konsumkritik von Kapitalismuskritik als Verteilungskritik herausgearbeitet. Dabei betont Lorenz auch, dass beide Perspektiven wechselseitig anschlussfähig sind und gesellschaftlich zusammenwirken (S. 55). Der Vorteil einer analytischen Trennung liege in der Möglichkeit, ökologische Wachstumskritik auf die materiellen Gesellschaft-Umwelt-Beziehungen und den darauf bezogenen wissenschaftlich-technischen Zugriff zu fokussieren. Während sich die Kapitalismuskritik auf die Produktionsverhältnisse richte, denke erstere „ökonomisch typischerweise vom Konsum her“ (S. 46) und stehe dabei „Wissenschaft und Technik deutlich kritischer gegenüber“ (S. 47). Dies impliziere ein gesellschaftspolitisches Konfliktpotenzial etwa zwischen Gewerkschaften und Umweltbewegung, wobei sich aber durchaus auch Schnittmengen finden und herstellen lassen. Auch im ökologischen Diskurs zeigen sich deutliche Spannungen zwischen ökologischer Wachstumskritik im eigentlichen Sinne und der „technikoptimistisch gewendeten Technikkritik“ (S. 53) der ökologischen Modernisierer. „Konsumkritik denkt die ökonomischen und technischen Prozesse [...] gewissermaßen von ihrem Ende, also vom Sinn und Zweck des Konsumierens her. [...] ob und wozu man das Konsumierte braucht, ob und inwiefern es menschliche Fähigkeiten befördert oder ersetzt“ (S. 61). Dabei gehe es weniger um ein „Mehr oder Weniger“ als vielmehr um ein „Anders und Besser“, um konsumkritische „Suchbewegungen nach alternativen Lebensentwürfen und neuen Wohlstandsmodellen, die sicher mit weniger Dingen auskommen, aber vor allem andere Beziehungen zu ihnen entwickeln“ (S. 72).

In Verbindung mit den von Lorenz adressierten gesellschaftstheoretischen Ansätzen ergibt sich hiermit die Notwendigkeit einer soziologischen Perspektive darauf, *wie* in praktischen Aushandlungsprozessen nachhaltigere Problemlösungen gefunden werden könnten. „Ein solches ‚Aushandlungskonzept‘ liegt quer zu Verzicht, Begrenzung oder Wachstum, sondern sucht im selbstverständlichen Wandel nach der besseren materiellen Kultur, die mehr ‚Dinge‘ umfassender berücksichtigt, sie für humane Zweck nutzt, aber ihre Wirkungsmacht nicht unterschätzt und nicht auf die falschen Verheißen der Pandora hereinfällt. Dies könnte man als Leitgedanken für eine nachhaltige Entwicklung begreifen“ (S. 91). Ein soziologischer Beitrag zu Nachhaltigkeitsdebatten bestehe demnach vor allem in der Rekonstruktion und ggf. Mitgestaltung von Verfahrensweisen. Als solcher muss er zukunftsoffene, gleichwohl gerichtete und intendierte Prozesse erfassen können und anschlussfähig sein an andere Fach- wie Alltagsperspektiven. Zentral ist dabei die prozedurale und kritische Bestimmung von Mittel-Zweck-Relationen in den sozialen Praktiken.

Als Verfahren werden hier empirisch vorfindbare „Aushandlungs- und Konstruktionsprozesse“, „strukturierte und strukturierende Prozesse des Lernens, Entscheidens und Hervorbringens“ verstanden, die sich und ihre Resultate nicht aus Letztbezügen ableiten, sondern durch das Verknüpfen oder Trennen von Bezügen Relationalität organisieren und sich immer wieder neu öffnen, wiederholen und anders ausfallen können (S. 99f.) und insofern als „Zwischenergebnis eines reflexiven Lernprozesses“ (S. 100) aufzufassen sind. Sie kommen „ohne letzte Gewissheiten“ aus und verfallen „dennoch nicht in Beliebigkeit“ (ebd.). Die Fokussierung auf Verfahren im Sinne von Lern- und Aushandlungsprozessen ermöglicht nicht nur ihre Rekonstruierbarkeit, sondern auch die Überprüfbarkeit ihrer Rationalität und damit ihre Kritisierbarkeit, wie in Jaeggis „Kritik von Lebensformen“ (2014) entfaltet. Dabei beziehen sich die Rationalitätskriterien nicht auf extern gesetzte Ziele, Wahrheiten, Normen, sondern richten sich inhärent auf das Transformationsgeschehen selbst. Der Lernprozess selbst kann gelingen oder defizitär, d.h. rational oder irrational sein. Adäquate Problemlösungen sind demnach solche, die sich als Resultate eines gelingenden Lernprozesses verstehen lassen. Nachhaltige Entwicklung aus soziologischer Sicht als „verfahrensförmigen Prozess“ (S. 101) zu untersuchen, bedeutet, die „gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse nachhaltiger Entwicklung“ nicht nur zu beobachten und zu analysieren, sondern auch die Rationalität dieser Prozesse kritisch zu überprüfen und dabei zugleich die eigene Rolle als durch diese Analysen an den „Verhandlungen nachhaltiger Entwicklung“ (ebd.) beteiligter Akteur zu reflektieren.

Auch wenn aus Sicht der Rezidenten die Einstiegsthese, die Soziologie habe bislang kaum etwas zu Wachstumsdebatten beigetragen (S. 20), nicht zuletzt mit Verweis auf die Akteure, Publikationen und Themen allein im und um das DFG-Kolleg Postwachstumsgesellschaften zu relativieren ist, leistet Lorenz insgesamt einen interessanten, gut lesbaren Beitrag zu eben diesen Debatten. Gut nachvollziehbar argumentierend sieht Lorenz die Aufgabe und Kompetenz einer Soziologie nachhaltiger Entwicklung nicht in der „Lieferung“ von substanziellem Problemlösungen, sondern vielmehr in der Untersuchung des praktischen Umgangs mit den zugrunde liegenden Problemen und den realen Experimenten ihrer Lösung. „Die Soziologie kann also vor allem prozedurale Vorschläge zur Verbesserung nachhaltiger Entwicklung unterbreiten“ (S. 103) bzw. zeigen, „wie geeignete Lösungen gefunden werden könnten“ (S. 111). Allerdings bleibt unklar, worin sich dieser Ansatz substanzuell von dem in der sozialwissenschaftlichen Nachhaltigkeitsforschung schon länger thematisierten Übergang des Erkenntnisinteresses vom „Was“ zum „Wie“ der Nachhaltigkeit und damit auf die komplexen Gestaltungs- und Aushandlungsprozesse einer „Sustainable Governance“ – ein in der Sozialökologischen Forschung seit ca. 25 Jahren etabliertes Thema – unterscheidet. Dies gilt insbesondere auch für das damit korrespondierende, soziologisch weitgehend

etablierte Verständnis von Nachhaltigkeit als Vollzug – oder Verfahren – von reflexiven Schleifen sozialer Praxis.

Vor diesem Hintergrund wäre es heute wichtig, jenseits von Emphase und Masterplan theoretisch wie empirisch fundiert intensiver der Frage nachzugehen, wie denn die damit auch von Lorenz aufgeworfenen „Demokratisierungsaufgaben, in denen auf breiter und heterogener Beteiligungsbasis herausgefunden wird, was (Zwecke) wie (Mittel) zu erreichen ist“ (S. 125), zu bewerkstelligen sind bzw. sein könnten. Dazu gibt es in diesem eher als Skizze eines kritischen soziologischen Forschungsprogramms angelegten und in dieser Perspektive auch interessant aufgebauten Band – wie auch anderswo – jedoch bislang wenig belastbare und konkrete Hinweise. Lorenz plausibilisiert damit erneut den Shift vom „Was“ zum „Wie“, ohne jedoch das „Wie des Wie“ zu unterfüttern. So erweist sich das Fazit des Autors, die Nachhaltigkeitsdebatten würden durch „die Einbindung von Entwicklungsoptionen und -strategien in Erkenntnisse über gesellschaftliche Zusammenhänge und Dynamiken, wie sie nur durch soziologische Analyse zu gewinnen ist“ (S. 127), zweifellos ebenso profitieren wie die Soziologie von einer stärkeren Beteiligung an den Nachhaltigkeitsdebatten, zwar als zutreffend, aber verfahrenstheoretisch und -methodisch als weiterhin präzisierungsbedürftig. ■

RALF KOPP, DORTMUND

MICHAEL SCHWARZ, KÖLN